Blätter für Scherz und Ernst.

(Als Zugabe zur Düsseldorfer Zeitung.)

№ 5. Sonntag den 17. Januar. 1841.

Die Rose von Jericho.

Oede sind jetzt Palästina's Fluren,
Wo einst reges, edler's Leben glüht;
Ueberall erblickt man noch die Spuren,
Daß hier Kunst und Wissenschaft geblüht.

Städte glänzten rings in gold'nem Schimmer,
Und der Tempel schlanker Säulenbau;
Abendgold bemalet jetzt die Trümmer
Wo der Türke herrscht so stolz und rauh.

Kreuzesritter nahten deinem Strande;
Hochbegeistert in der Hand den Speer,
Kämpften sie im Saracenenlande,
Frommer Eifer trieb sie über's Meer.

Kön'ge, Fürsten und viel tapf're Ritter,
Kämpften dort im heißen Schlachtgewühl,
Schwerter glüh'n wie Blitze im Gewitter,
Christi Grab war ihrer Kämpfe Ziel!

Jene Zeit — wohl ist sie längst entschwunden,
Die so reich an edlen Thaten war!
Was der fromme Glaube dort gefunden
Bracht' zurück die große Pilgerschaar.

Fremde Ros' aus jenem Wunderlande
Dich schmückt nicht der bunte Farbenglanz,
Und erblüht in Syriens heißem Sande
Prangst du nie in einem Blumenkranz.

Deine Schwestern glüh'n im Farbenschimmer,
Aber nur die kurze Lenzeszeit;
Du nur trotzt der Zeit und welkest nimmer,
Schönes Bild der Unvergänglichkeit!

Tief in deinem Kelche ist verborgen
Still geheimnißvoll die Lebenskraft,
Und erblühet in dem fernen Morgen
Zeugst du von des Landes Wunder-Macht!

Schlummernd ruhst du, doch zu neuem Leben
Ruft dich schnell der Menschen treu Bemüh'n,
Aber ach, vom Hauch des Nord's umgeben,
Kannst du hier nicht stolz und herrlich blüh'n.

Traurig senkest du die Zweige nieder —
Weil du fern dem schönen Heimathland,
Hebst sie nur auf Augenblicke wieder,
Wie im Traum — der schön und schnell entschwand.

M. v. E...t.

Die Christ-Bescherung.

(Erzählung aus dem Leben, von Crasselt.)

(Fortsetzung.)

Im Pfarrhause zu Thalbach gab es fortan viel Leben und Thätigkeit, denn es galt Maren's Reise nach Ostindien. Es war, da Reichthum in das sonst arme Haus eingekehrt war, Alles vorbereitet und der Reisende equipirt; Briefe aus Amsterdam hatten gemeldet, daß Mitte Aprils das Schiff Nipoort abgehen werde nach Sumatra; schon seit vierzehn Tagen war die Fracht des Passagiers nach Amsterdam abgegangen, der Inhaber und Eigenthümer selbst sollte nun folgen.

Es war der einundzwanzigste März, gerade der Hausmutter fünfundvierzigster Geburtstag, heute ein Dienstag. Der Tag selbst aber war nicht freundlich, es kamen noch Nachzügler vom Winter, welche Felder und Wiesen weiß machten; die Schneeflocken fielen so dicht, als solle der Winter erst recht beginnen — und da sollte der arme Max hinaus.

Im Zimmer des Pfarrhauses aber war es erst düster, ach da war es so still, so bange, Alle standen schweigend umher und sahen still und mit verweinten Augen nur auf Max hin, der auf einem Blatte noch etwas schrieb', dann das Blatt mit Oblaten aus des Vaters Schreibzeuge an der zur Kammer führenden Thüre befestigte. Natürlich eilten Alle, um lesen zu wollen. Man las: „Dem herben Trennungsschmerze steht tröstend gegenüber das Wiedersehen!" — Da ward des Weinens viel, und Alle hingen sich an den guten Max, der bis jetzt noch ziemlich seiner Gefühle Meister geblieben war.

Endlich aber nahete er sich dem Vater, der des schweren Augenblickes schon gewärtig war, und rief schluchzend: „Vater, gib mir Deinen Segen!" — Es folgte eine stille Minute, in der nur Schluchzen hörbar war. Dann sank der Scheidende an der treuen Mutter Brust, und Mutter- und Kindesthränen flossen ineinander. Herzend und küssend schied er von den lieben Geschwistern, und eilte zur Thüre, als wolle er dem Schmerze entrinnen. Und siehe, draußen vor der Thüre stand der Nachbar Bäcker; ach schon lange war er dagestanden und Zeuge gewesen von der bitteren Abschiedsscene und die Zähren rannen ihm stromweise über das befurchte Gesicht herab. Zwar hatte schon am gestrigen Abend Max von der treuen Seele Abschied genommen, aber der gute Nachbar mußte ihn ja doch noch einmal sehen. Der liebe alte Mann wollte gern noch Manches sprechen und wünschen, aber die Wehmuth verschloß ihm den Mund; er vermochte nichts, als Maren's Kopf zwischen seine riesigen Hände zu fassen, ihn an seine Brust zu drücken und zu weinen. Max riß sich los von ihm und von Allen und setzte sich in des Vaters neuen Wagen, der ihn bis zur nächsten Poststation bringen sollte. Aus Aller Munde wurde ihm vielfaches Lebewohl nachgerufen, der so lange zum Schlage heraus sah, als das theuere Elternhaus noch sichtbar war. Dahin war Max und Alle traten weinend in's Zimmer zurück, das jetzt so verödet war. Der Vater eilte in sein Zimmer, um den Tubus zu holen, und mit diesem rannte er auf den Hügel neben der Kirche, von dem aus man weithin die Straße sehen konnte. Mit wahrer Sehnsucht setzte er den Tubus an's Auge — ach der verlangende Vater sah nichts, denn die Schneeflockenmasse verhüllte ja die Gegenstände. Doch genügte es ihm, das entfernte Rollen des Wagens noch

etwas zu hören, bis sein angestrengtes Hören nichts mehr vernahm. Mit Wehmuth im Herzen ging er langsam zurück. Zu Hause angekommen, war es sein Erstes, die nöthigen General- und Special-Karten auf den Tisch zu breiten, um dem lieben Sohn im Geiste folgen und den Seinigen sagen zu können: jetzt ist er da, jetzt dort.

Man sprach den ganzen Tag nur von Maren, von dem man ja nicht wußte, ob ihre Augen ihn je wiedersehen würden. Der Vater sprach von seiner Charakterfestigkeit, der Nachbar, der heute fast jede Stunde auf einen Augenblick herbeikam, von seiner Bravheit und daß es ihm gewiß wohlgehen werde. Die Thüre zur Kammer war in den erstern Tagen wie belagert, denn man wollte die von des Geschiedenen Hand geschriebenen Worte lesen und Alle dachten sich den schönen Augenblick, wo er einmal wiederkommen werde.

Der erste freundliche Punkt war der, daß Andreas mit dem Wagen wieder zum Hofthor hereinfuhr. Alle stürzten hinaus und mit Fragen auf Andreas ein, der also berichtete: „Noch viele tausend Grüße an Alle miteinander, wir sind recht glücklich hingekommen, nach etwa einer Stunde saß der Herr Max schon im Extrapostwagen und jetzt kann er leicht so etwa sechs Meilen von hier seyn, 's ist mir recht nahe gegangen, wie er Abschied von mir nahm, er hat auch noch gesagt, daß er von Amsterdam aus ganz gewiß schreiben wird."

Die im gemessenen Schritte dahingehende Zeit brachte nach und nach der Familie wieder Ruhe und Friede und man harrte nur des ersten Briefes von Amsterdam aus. Nach vier langen Wochen kam er. Mit von Begierde zitternden Händen öffnete ihn der Vater. Der liebe Max meldete sein glückliches Ankommen in Amsterdam, meldete, daß er seit mehreren Tagen diese berühmte Wasserstadt besehen habe, daß zum zehnten April ein Ostindienfahrer abgehe, auf dem er bereits eingeschrieben und seine Fracht schon am Bord sey; das Uebrige des langen Briefes enthielt freundliche Erinnerungen und unzählige Grüße.

„Ach, Herr meines Lebens," rief man, „da ist der arme Max nun schon zehn Tage auf dem Wasser! — Gott führe ihn sicher zum Ziele!"

Die Familie fühlte sich um Vieles getrösteter, da man den lieben Wanderer doch wenigstens auf dem Wege zum Ziel hin wußte, und der Vater suchte nun die Karte von Afrika hervor und machte dieselbe Reise wie sein lieber Max.

„Wenn doch nur schon ein Jahr vorüber wäre, denn eher dürfen wir keinesweges einen Brief erwarten!" So sprach man täglich.

Das Jahr war vorüber, wenigstens dessen Schluß da, denn die Familie saß am Vorabend des Christfestes wiederum im freundlichen Kreise, und heuer war es ein gar schöner Festabend und der Heilgechrist war gar wacker und reichlich eingezogen, auch der blaue Heilgechrist, der Nachbar, fehlte nicht. Aber Einer fehlte, der gute Max, dessen Abschiedsworte an der Kammerthüre auch heute unzähligemale gelesen wurden.

„Nun, laßt uns heute freuen, unser lieber Max ist ja doch nun wohl längst an Ort und Stelle, laßt uns ihm einen freundlichen Gruß trinken, d'rum stoßet an!" rief der Vater und Alle stimmten ein, aber jeden Augenblick sagend: „Was wird er doch jetzt, in diesem Augenblicke machen? wie wird er sich bei und mit dem lieben Tarnow befinden? ach er wird gewiß auch diesen Abend an uns denken!" —

* * *

Auch des folgenden Jahres Hälfte war im Zeitenstrome ziemlich vorübergegangen, denn es war heute Johannistag — aber von Sumatra aus war den Harrenden noch keine Kunde gekommen und es wollte ihnen bange werden. Die Mutter klagte, die Sehnsucht werde sie wieder krank machen. Der Vater tröstete, erklärend, daß es ein gar weiter Weg sey; „gebt nur Acht," rief er, „es wird der gute Gott uns wieder einen frohen Tag geben!" — Aber war der Vater in seinem Zimmer allein, da dachte er anders als er sprach; denn er meinte wohl, daß doch ein Brief aus Sumatra nun könne gekommen seyn; oft durchflog ihn wohl der schreckliche Gedanke, daß sein liebes Kind könne den Tod in den Meeresfluthen gefunden haben und daß es vielleicht längst ein Fraß der Haifische geworden sey. Solche Gedanken machten den guten Vater schon seit mehreren Wochen, während deren ein Brief füglich hätte kommen können, recht verstimmt und wehmüthig. Jedoch zu den Seinigen sprach er immer: „Ach wartet doch, jetzt kann ein Brief noch nicht kommen, aber binnen vier Wochen gewiß!" — Die Töchterchen glaubten allenfalls dieser Vertröstung, aber sie meinten, beim Nachbar Bäcker hören zu können, ob denn wohl ein Brief nicht schon da seyn könne; aber daran dachten sie nicht, daß dem guten Manne die geographischen Kenntnisse ziemlich abgingen, jedoch sie gingen zu ihm, da sie ohnedem gewohnt waren, alltäglich ein- oder zweimal mit ihrem Strickstrumpfe hinüberzulaufen. Der garstige Mann aber war leider heute nicht zu Hause, er war mit seinem Wägelchen zur Stadt gefahren, und mit der ziemlich schwerhörigen Nachbarin war nicht viel zu reden, obgleich sie für ihr Leben gern schwatzte.

Der Pfarrer schickte sich eben am Nachmittage des Johannisfestes an, mit seiner lieben Frau zu einem Taufmahle zu gehen, in Folge erhaltener Einladung — schon war er aus der Thüre des Hauses getreten, noch einmal rief er den Töchtern zu, am Abende die Thüren gehörig zu verschließen, so auch den Nimrod von der Kette loszulassen, daß er könne das Gehöfe in allen Punkten bewachen — da kommt wahrhaftig der Nachbar Bäcker zum Thore des Hofes herein, aber nicht etwa in seinem gewöhnlichen bedächtigen Schritt, nein, gerannt und keuchend. „He, Viktoria, munter was im Hause ist, ich bringe Botschaft, ein Brief von Amsterdam, also aus Ostindien!" — So schreit der alte Kauz und hält hoch in der Hand einen Brief. „Ich hab's auf der Post erfahren," setzte er hinzu, „hab' mir ihn gleich einhändigen lassen, denn der Postbote kommt erst zum Abend hier durch, und so lange konnte ich Euch nicht warten lassen, mein Bräunel hat einmal laufen müssen — na seht Ihr's, daß der Max, der böse Bube, noch lebt — nun nur geschwind und laßt hören, was er meldet!"

Unendliche Freude und Jubel ward nun hörbar, Vater und Mutter dachten nicht an's Gehen zum Taufessen und ließen sich durch die Magd entschuldigen. Den Brief an die Brust gedrückt, eilte der Vater in's Zimmer und er war von Allen umringt.

Ja, es waren des theuern Max Schriftzüge, es war sein Petschaft, der Brief von ihm. Der Vater überflog schweigend den Inhalt, Aller Augen waren auf ihn und auf den Brief gerichtet, des Vaters Gesicht verklärte sich, in jedem Zuge malte sich die Freude, obwohl sich einzelne Thränen aus den bewimperten Augen stahlen, so daß er nicht weiter lesen konnte. „Gott sey gepriesen für seine Güte!" rief er, legte den vielseitigen Brief hin, faltete die Hände und sah nach oben. „Freuet Euch," rief er ferner, „freuet Euch, Gottes Segen war und ist mit unserm Max!" —

Max meldete: (wir wollen nur den Inhalt der ersten Zeilen mittheilen) „Der Vorsehung schützende Hand hat mich sicher und wohlbehalten an's Ziel gebracht und zwar schon am 20. Oktober. Ich fand Padang, ich fand den reichen Tarnow. Ich fand ihn von einer seiner Plantagen zurückkehrend, nach Deiner Beschreibung war es Tarnow, ja er war's. Ich trat ihm entgegen und blieb vor ihm stehen, ihn fest anblickend. Er sieht mich, den Fremden, in europäischer Tracht, mit starrem Blicke an und bleibt ebenfalls vor mir stehen. Mir quollen Thränen aus den Augen, kaum konnte ich sagen: „edler Tarnow!" — Auf einmal breitete er seine Arme aus, sein Auge leuchtete — „ach mein Gott," rief er, „bist Du denn wirklich Milling? meines edlen Retters Sohn? — Sprich: Ja! sag's doch, daß Du Milling bist! ich beschwöre Dich, täusch mich nicht — ach guter Gott, wenn Du

Milling wärest, ich — — ja, ja, Du bist's, mein theurer Milling steht leibhaft vor mir!"

„Ich bin's!" rief ich und griff nach seiner Hand, um sie an meine hochschlagende Brust zu drücken, aber da riß er mich mit Ungestüm an seine Brust, ich fühlte mich von seinen Thränen genäßt. Bald riß er sich von mir los und faßte mich scharf in's Auge, bald schloß er mich wieder in seine Arme und des Herzens und Küssens war kein Ende. „Sag' mir, Herzenskind, vor Allem, ob Dein Vater, mein Milling, noch lebt!" — Es befremdete mich diese Frage, da ich meinte, Dein Brief, lieber Vater, müsse ihm bereits Meldung gethan haben. Er versicherte das Gegentheil. Fast kindisch ward seine Freude, als ich ihm von Dir, von Euch Allen erzählte, und daß Du uns Vieles von ihm erzählt habest. Seine Aufseher und andere Diener, die ihm bald folgten, mochten wohl staunen, ihren Gebieter einen Fremden so herzen zu sehen, und in einem weiten Kreise standen sie um uns, ihre breitgerandeten Strohhüte herabnehmend, was aber Tarnow nicht sah, der einzig nur mit mir beschäftigt war und mich an den Arm fassend mit sich fortriß. „Ach Gott," rief er stehen bleibend, „welch' schöner Tag ist mir doch wieder einmal gekommen! Herzensjunge, Du bist mein, Du darfst nie wieder von meiner Seite, Du bist mein, bist mein Sohn, darum ist auch Alles Dein, was mein ist, ach welche Herzensfreude hat mir der heutige Tag gebracht!"

„Welche Lage nun bei diesem edlen Manne die meine sey, könnt Ihr Euch nun wohl denken. Es hat sich mir ein Reich irdischer Herrlichkeiten aufgeschlossen, und alle Genüsse, wie sie nur dieser Erdstrich und Tarnow's Reichthum bieten kann, bieten sich mir, wenn anders ich sie begehrte; aber ich fühle mich glücklich bei meinem edlen Tarnow, den ich nach seinem festen Willensausspruch Vater nennen muß, um mit ihm verbunden bleiben zu können; doch noch mehr als dieses freut mich das, Euch vor allem Mangel und allen Sorgen geschützt zu wissen, und Euch von meinem Wohlbefinden und gefundenen Glücke benachrichtigen zu können. — „Höre, lieber Sohn," sprach am nächsten Tage unser Tarnow zu mir, „es geht in diesen Tagen ein Schiff von hier nach Europa ab, d'rum gib den lieben Deinen Meldung von Dir und von mir, der ich selbst einige Zeilen beifügen werde, und vergiß nicht, dieß beizulegen!" — Dabei legte er einen Wechsel, von demselben Werthe wie der erste, mir in die Hand. Ich weigerte mich, ich sträubte es anzunehmen, versicherte, daß durch seine Güte den lieben Meinigen schon so Vieles gespendet und ihnen geholfen sey, aber er gab mir einen leisen Schlag auf den Mund und ging lachend fort, seinen Geschäften nach. Ich werde an der Seite eines so edeln und mich wie sein Kind liebenden Mannes ein geschäftiges, aber höchst angenehm geschäftiges Leben führen. Es soll mir eben so viel Freude als kindliche Pflicht seyn, ihm in seinem umfangreichen Geschäft nützend zu werden."

So weit hatte Agnes, als Vorleserin des Briefes, gelesen, aber bis jetzt nur einen Theil desselben; der übrige enthielt nähere Erörterungen des Befindens und des Oertlichen, so wie Dank und herzliche Segenswünsche und zuletzt die Versicherung, daß mit den nächstabgehenden Schiffen fernere und ausführlichere Nachrichten im theuren Elternhause eintreffen sollten. Bei den herzlichsten Grüßen an Eltern und Geschwister war nun natürlich des lieben Nachbar Bäckers, des blauen Heilgenchristes, nicht vergessen, ob dessen sich Derselbe innig freute und sich aller Augenblicke über die Augen fuhr, aber auf einmal die Frage aussprach: „Nun, hat denn, wie Max es doch erwähnt, der Herr Tarnow nicht selbst auch etwas mitgeschrieben?" — Diese Frage führte zu einer Untersuchung, bei welcher sich's fand, daß der Umschlag, der das Wechselchen in sich faßte, ein Briefchen von dem lieben Tarnow selbst war.

„Morgen, wenn Ihr zur Nachmittagsstunde Euch wieder hier vereinigt, sollt Ihr den Inhalt erfahren!" sprach der Vater, den aber das Verlangen das Briefchen lesen ließ, wobei er das eingeschlossene Schätzchen in der Hand hielt, später es im Bureau verwahrend.

Anstatt früher vieler Sorgentage und Jahre traten von nun an freundlichere Tage und Jahre in's Pfarrhaus, und fast regelmäßig kamen jedes Halbjahr sehnlich erwartete Briefe aus Sumatra, welche Versicherungen von Maren's Glücke, von des edlen Tarnows Vaterliebe enthielten, zugleich auch des Erstern sehnlichen Wunsch, seine Lieben bei sich sehen zu mögen, wenigstens seine Brüder, für deren irdisches Lebensglück er Bürge sey: auch ließ er seine Theuern hoffen, daß er doch wohl einmal wieder den vaterländischen Boden und das theure Elternhaus betreten werde. — Ach wie freuten sich Alle schon jetzt der gemachten Hoffnung!

(Schluß fogt.)

Miszellen.

Eine Posse hinter den Coulissen. — Aus Marseille wird Folgendes gemeldet: Eine Vorstellung im Gymnasetheater wäre fast durch einen seltsamen Zufall arg gekürzt worden. Eben hatte man „Andromache" gegeben, und des Contrastes willen sollte jetzt noch „Richelieus erste Waffenthaten", das bekannte Vaudeville, folgen. Aber der Zwischenakt währte lange, währte länger, als es ein französisches Publikum, minder geduldig, als es unser deutsches bei ähnlicher Gelegenheit zu seyn pflegt, ertragen mag. Hinter den Coulissen war nämlich ein arger Diebstahl begangen worden; während sich auf der Bühne Pyrrhus und Hermione arge Wahrheiten sagten, hatte ein Quidam aus den Ankleidezimmern der Schauspieler, die im Vaudeville auftreten sollten, alle Perrücken gestohlen, in denen die galanten Hofherren ihre Liebenswürdigkeiten produciren mußten. — Ohne Perrücken spielen aber war unmöglich, Verzweiflung ergriff den Regisseur, während die andern nur ihre falschen Haare verloren hatten, gerieth ihm sein eigener Verstand abhanden. Indessen tobte und lärmte das Publikum, die fatalen Töne kleiner Pfeifen schwirrten schon durch die Luft; endlich besann sich der Regisseur auf das parlamentarische Talent, das ihm zu Gebote stehe. Er ließ den Vorhang in die Höhe gehen, und wagte sich vor das Publikum, diesem in den gewähltesten Worten ankündigend, daß eine verbrecherische Hand das Eigenthum des Theaters entwendet habe, daß indessen unverzüglich Sorge getragen worden sey, die so ruchlos herbeigeführte Störung zu beseitigen; ein verehrtes Publikum solle also nur noch eine kleine Weile Geduld, und die Nachsicht haben, die es so oft schon in theatralischen Dingen bewährte. — Des Regisseurs Anrede wirkte besänftigend, das Publikum gab sich zufrieden, und wartete, bis das Vaudeville gespielt werden konnte. Ein lautes Gelächter aber begrüßte die Schauspieler, als sie auftraten, und auf ihren Häuptern Perrücken prangten, die ein mildthätiger Friseur aus der Nachbarschaft in aller Eile zugestutzt hatte, und die ihren Trägern das komischste Aussehen gaben.

Drei Gauner. — Am 22. November kamen zwei Männer, wovon sich einer für einen Regierungsrath, der andere für seinen Sekretär ausgab, zu einem Bauer zu Regnersdorf (Ldgs. Landau in Niederbaiern,) und eröffneten demselben, daß sie an ihn abgeordnet seyen, um ihm die Erkenntnisse wegen seiner Streitsachen zu publiziren, und ihn in Kenntniß zu setzen, daß er seinen Prozeß bis künftiges Frühjahr gewinne, daß er jedoch bei Vermeidung der Auspfändung sogleich 337 fl. an sie zu bezahlen habe, welche Summe der Bauer auch sogleich erlegte. Hierauf verlangten sie einen sichern Boten zur Besorgung ihrer weitern Geschäfte, wählten hiezu aber sogleich selbst einen, der mit ihnen einverstanden war, und diesem übergaben sie 100 fl.

zur Besorgung auf die Post nach Landau zur Weiterbeförderung an die vorgebliche Stelle; die übrigen 237 fl. behielten die beiden Pseudo-Regierungskommissäre für ihre Reisediäten zurück. Hierauf wurden dem Bauer die Taxen und Zahlungen aktenmäßig niedergeschrieben, und amtlich gestempelt. Die beiden Herren waren gut gekleidet; der angebliche Sekretär hatte einen schwarzen Frack an, auf der Brust ein rothes Ordensband, trug einen Schleppsäbel und Sporen. Sie kamen in einer Chaise in Regnersdorf angefahren, und spielten ihre Sache sehr nobel. Da der Bauer diese Begebenheit erzählte, wurde von Seite der k. Gendarmerie in Landau Alles aufgeboten, um den Betrügern auf die Spur zu kommen und selbe auch alsbald entdeckt. Der angebliche Hr. Regierungsrath war der Schuhmacher von Lalling, der quasi Regierungssekretär ein gewesener Schreiber, und der Bote ein Meßner aus Prun. Sämmtliche Betrüger wurden durch die k. Gendarmerie arretirt, und befinden sich in der Frohnfeste in Landau.

Eine originelle Spekulation ist jetzt gegen die Pariser Theater im Anzuge. Ein Industrieller kam auf den Einfall, zu seinem Vortheile die Straßenecken, an welchen die Theaterzettel angeklebt zu werden pflegen, zu monopolisiren. Zu dem Zwecke machte er eine Tour durch die Hauptstraßen, besuchte die Hausbesitzer, und stellte ihnen vor: „Ihre Häuser werden jetzt ohne Erlaubniß von unten bis oben mit oft sehr kompromittirenden Annoncen beklebt; diese Gewohnheit übersteigt Maaß und Ziel, und muß beschränkt werden. Ueberlassen Sie mir die Aufsicht über die Facade Ihres Hauses; ich zahle Ihnen jährlich zwanzig Francs dafür." Bei mehreren Hauseigenthümern erreichte der Spekulant wirklich seine Absicht, und wollte nun, was er billig gemiethet hatte, desto theurer wieder vermiethen. Diese Steuer ist natürlich von den Gesetzen nicht vorgesehen, und da er es besonders auf die Theaterdirektionen abgesehen, so ist von diesen jetzt gegen ihn eine Klage anhängig gemacht worden. Sollte die Frage jedoch gegen die Theaterdirektionen entschieden werden, so sollen mehrere entschlossen seyn, „ambulante Wände" anzulegen, d. h. sie wollen Leute mit einem Brett auf dem Rücken, an welchem die Theaterzettel festgeklebt werden, an den monopolisirten Plätzen aufstellen. Durch dieses System würde der Spekulant um sein Geld kommen, und die Ladenbesitzer bedeutend an Kundschaft verlieren, da die meisten affichirten Häuser die besten Geschäfte machen.

Wenige Personen werden sich erinnern, daß eine ähnliche Aschenfeier, wie jetzt bei Napoleons Ueberresten, vor nicht gar langer Zeit in Frankreich und zwar — durch Napoleon statt fand. Die sterblichen Ueberreste Turennes waren in St. Denis bei den Königsgräbern beigesetzt, und würden bei der Verwüstung derselben, der Pöbelwuth in der Revolution nicht entgangen seyn, hätte nicht der Professor Desfontains den wohlerhaltenen Leichnam für eine Mumie ausgegeben, und als solche für das naturhistorische Museum in Anspruch genommen. Hier blieb der Leichnam drei Jahre lang unter den Sammlungen, zwischen einem Elephanten und Rhinoceros, bis ihn der Deputirte Dumolard bemerkte, der im Rathe der Fünfhundert mit aller Energie gegen diese Entweihung auftrat. Es wurde auf seinen Antrag beschlossen, den Körper in das Museum der Petits Augustins zu bringen, wo sich eine Menge anderer geretteter Gegenstände befand, und von wo ihn Napoleon später mit allem Pomp zu den Invaliden bringen ließ, wo er noch ruht. Ein Katafalk war auf einem Triumphwagen errichtet, der von vier weißen Pferden gezogen wurde. Alte Krieger trugen seine Waffen, alte Krieger umgaben den Wagen; die Minister folgten ihm mit einer unermeßlichen Volksmenge.

Louis Platelle, ein Maurerbursche, kürzlich aus Lothringen nach Paris gekommen, trat an einem der letzten Abende in ein Weinhaus, und begehrte eine Flasche Wein. Da er die wohlhabende Einrichtung des Zimmers bemerkte, forderte er hernach einen besonderen Wein in der Erwartung, der Wirth, welcher allein zugegen war, werde in den Keller gehen müssen, was auch geschah. Der Geselle, erst siebzehn Jahre alt, aber schon ein fertiger Dieb, riß nun sogleich die Geldlade heraus, und sprang davon. Durch die Straße laufend, zeigte es sich, daß der mürbe Boden der Lade nachgab, und einzelne Geldstücke herausfallen ließ, ohne daß der Dieb sich die Mühe gab, sie aufzuheben. Eine Frau, welche des Weges kam, las eines derselben vom Boden auf, und reichte es dem Burschen; plötzlich aber packte sie ihn beim Kragen, schrie: Ein Dieb! ein Dieb! und schnell war dieser mit Hülfe der Vorübergehenden verhaftet. Die Frau war des Wirthes Gattin, und hatte ihre Lade erkannt.

Eine Drehorgel in der Maas. — Zu Lüttich sah kürzlich ein Arbeiter eine Art von Koffer in der Maas schwimmen. Er bindet einen Nachen los, und fährt hinzu, um den Gegenstand herauszuziehen. Als er in die Nähe kommt, bemerkt er, daß es eine Drehorgel ist. Er wollte sie in seinen Kahn heben, aber ein ungeheures Gewicht schien an ihr befestigt. Nach erneuerten Anstrengungen gelang es ihm endlich, die Drehorgel herauszuziehen — und eine Leiche hing an ihr, und an ein Bein derselben gebunden, ein zweiter Leichnam. Man erkannte in diesen Unglücklichen einen Orgelspieler, und seinen Führer. Zwei Tage vorher waren sie in dem Städtchen Hertal und seinen Umgebungen gesehen worden. Wahrscheinlich hat der starke Sturmwind, als sie längs der Maas auf dem Quai hingingen, sie in das Wasser geschleudert, wo sie umkamen, weil keine Hülfe in der Nähe war.

In Paris macht ein merkwürdiger Prozeß großes Aufsehen. Ein alter Mann hatte eine junge Verwandte zur Erbin eines Vermögens von nahe an neun Millionen Francs blos unter der Bedingung eingesetzt, daß sie sich verheirathe. Ueber den Sinn dieser Bestimmung ist es denn zum Prozesse gekommen. Der königliche Gerichtshof erklärte, daß das Mädchen nur dann erst die Erbschaft erhalten könne, wenn es sich bereits verheirathet habe. Gegen diesen Ausspruch hat sie appellirt. Sie scheint nicht eben heirathslustig zu seyn, denn der Streit wäre ja augenblicklich zu Ende, wenn sie ihre Hand einem Manne gäbe, und sie würde dadurch zur Besitzerin der Millionen.

Neue Grammatik. — In Holstein ist ein Mensch, der nicht die gewöhnlichen herrschenden Ansichten über das mir und mich hat. Gutmüthig von Natur, mag er keinen Menschen, nicht ein Mal einen Buchstaben beleidigen. Um nun weder den Dativ noch den Accusativ zu kränken, hat er sich, da er zufällig auch ein Gutschmecker ist, daran gewöhnt, in den Monaten ohne r, in denen die Krebse gut sind, mir, in den andern aber mich zu sagen.

Je später man in London zu Mittag speiset, desto nobler ist es. Die Herzogin von Gordon lud jüngst einen Minister zu Mittag ein. „Um wie viel Uhr, Frau Herzogin?" fragte der Staatsmann. „Um 10 Uhr," antwortete die hohe Wirthin. „Da thut es mir sehr leid, der Einladung nicht folgen zu können, denn ich muß schon um 9 Uhr bei Lord *** zu Abend speisen."